

93]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richopin. Uebersetzt von G. S.

Augyal erschien mir diesmal durchaus nicht mehr komisch. Er hatte heute ein zu weites und zu tiefes Käppi auf, in dem sein verdüstertes Gesicht beinahe ganz verschwand. Seine kartoffelfarbenen Wangen waren hohl, erschienen wie gegetrüb und waren fast ganz geschwärzt. Der Rand seiner von der frischen Luft noch mehr entzündeten Augenlider saßte mit einer scharlachfarbenen Linie wie aus frischem Fleische, die zwinkernden Augen mit den glanzlosen Pupillen ein. Sein fahler, fächerförmiger Bart glich einem struppigen Busch aus gedrehten, im Feuer geglühten Eisenbräuten.

Als ich ihm eilends sagte, weshalb ich käme, antwortete er mir:

„Ich kann nichts dazu thun.“

„Aber,“ entgegnete ich, „Sie kennen vielleicht irgend jemanden, durch den . . .“

„Ich kenne niemanden außer meiner Mannschaft. Und sie alle sind wie ich hier, um sich zu schlagen und sich immer zu schlagen. Und wenn jedermann so thäte, wir hätten längst Versailles erobert. Aber wir werden es vielleicht bald erobert haben. Beruhigen Sie das Fräulein. Sie hat nicht nöthig, Paul von hier wegzuführen. Paris wird in Bälde frei sein. Wir haben nicht mehr irgendwo aufgelesene Soldaten. Alles tüchtige Kerle.“

Auf einmal fragte er heftig:

„Warum sind Sie nicht dabei? So jung und stark wie Sie sind, schämen Sie sich nicht, daß Sie nicht mit für die Freiheit arbeiten?“

Schon die Föderixten, die mich zu Augyal geführt, hatten beim Aublich meines Erlaubnißscheinens dies nur höchst widerwillig gethan. Man hatte mich nicht wie damals spöttisch ausgefragt, sondern man hatte auf mich Blicke verachtungsvollen Zornes geschleudert. Es war mir nicht zweifelhaft, daß sie das dachten, was mir Augyal soeben sagte. Glücklicherweise befanden wir uns beide im Hinterraum eines Weinschankes, als er so zu mir sprach. Sonst hätten mich die Leute sicher gezwungen, dazubleiben und mich einregistriren zu lassen. Ich begriff das und ich dachte nur daran, mich möglichst schnell aus der Affäre zu ziehen. Ich konnte hier nicht Augyal meine Gründe auseinandersetzen, die mich zwingen, neutral zu bleiben, übrigens hätte er diese Gründe auch gar nicht anerkannt. Ich ergab mich deshalb darein, daß er mich für vorsichtig und zaghaft hielt und ich begnügte mich damit, ihm zu bemerken, daß ich auf jeden Fall zu Cesarine zurückkehren müßte, die auf eine Antwort wartete.

Er ließ mich gehen. Ich durchschritt wieder diese Gruppe von Männern mit ernstern Gesichtern, ich sah wieder diese alten Frauen mit den Sibyllen-Augen, diese kühnen Mannweiber mit der Haltung von Markletendrienen, diese Gassenjungen, die bereit waren, sich wie im Spiele tödten zu lassen; und ich bewunderte ihre Berwegenheit, ihre ruhige Entschlossenheit, ihren Ueberzeugungsmuth, und ich fragte mich traurig, durch welches Geschick alle diese schönen kräftigen Blüthen des Pariser Pflasters dazu bestimmt sein könnten, eine blutige Ernte für die französischen Mitraillireusen zu werden. —

XIX.

Es war ungefähr zehn Uhr vormittags, als ich nach der Rue Tonllier zurückkehrte. Ich fand Cesarine voller Hoffnung und voll Vertrauen, fast strahlend. Selbst die Mittheilung meiner beiden Mißerfolge beunruhigte sie nicht. Sie war schon darauf vorbereitet, nachdem ihr Heurtaukt mitgetheilt hatte, daß man jetzt keinen Passierschein erhalten könnte. Aber sie brauchte ihn nicht mehr. Sie hatte einen neuen Plan gefaßt. Was sie im grunde wollte, war ja nur, Paul den Drohungen des Kapitäns zu entziehen. Nun, um dies zu erreichen, war es nicht unbedingt nöthig, Paris zu verlassen. Es genügte schon, die Wohnung zu wechseln. Sie bedauerte, nicht schon früher daran gedacht zu haben.

„Wir würden so Paul die Lektüre dieses abscheulichen Briefes erspart haben. Aber ich war ganz sinnlos vor Schrecken.“

Cesarine wollte — was Paul nur angenehm sein könnte — einen vollständigen Bruch mit Bochart vorschlagen, und ihm erzählen, daß er es ablehne, die Miete für den Saal weiter zu bezahlen. Daraus ergäbe sich die Nothwendigkeit, das litterarische Kabinet eingehen zu lassen und wegzuziehen. Ich sollte mich sogleich auf die Suche nach einer kleinen Wohnung für sie in der Nähe des Luxembourg begeben, die wenn möglich, nach den Ländereien der ehemaligen Pépinière hinaus gelegen sei. Dort sei ein Ueberfluß an billigen Wohnungen. Der Umzug würde nicht lange dauern. Obwohl krank, würde Paul sich leicht hinstüberschaffen lassen. Uebrigens habe er eine ausgezeichnete Nacht gehabt. Er schlief noch. Nach ein oder zwei Tagen vollständiger Ruhe würde er im stande sein, ohne die geringste Gefahr auszugehen.

Alles das erschien mir wohlüberlegt und von sicherem Erfolge. Schon am Abend hatte ich leicht eine Wohnung gefunden, die den gestellten Ansprüchen genügte. Sie lag in einer zweiten Etage, und die Fenster gingen nach dem Luxembourg hinaus, dessen Garten Paul so sehr liebte. Da konnte er bei sich zu Hause den ganzen Frühling seines irdischen Paradieses sehen und einathmen. Zwei Tage später war es Cesarine geglückt, durch ihre fromme Büge Paul zum Wohnungswechsel zu bewegen. Die zweitausend Franken Bochart's mußten für alle nothwendigen Ausgaben herhalten, und die Einrichtung wurde in dem neuen Domizil vollzogen. Paul erklärte sich von ihm entzückt; und Cesarine empfand darüber eine innige Freude.

„Jetzt,“ sagte sie mir, als wir allein waren, „jetzt bin ich ruhig. Wenn Herr von Roncier ein Ungeheuer ist, wie Paul es annimmt und wie ich es fürchte, wenn er die Rückkehr der Truppen benutzen will, um sich seines Sohnes, seines lebenden Vorwurfs zu entledigen, wird er in seinen schrecklichen Hoffnungen getäuscht werden.“

Und wir klatschten uns Beifall zu unserer List wie die Kinder. Aber leider hatten wir auch wie die Kinder gehandelt, ohne Bochart in betracht zu ziehen, dessen gerechtfertigte Empörung wir hätten voraussehen müssen, wenn er von der Art der Verwendung seines Geldes Kenntniß erhielt. Nun, er hat sie erhalten, augenscheinlich durch Gavarot. Obwohl wir ihm anbefohlen hatten, niemand von der verhehlten vorgefrigten Abreise zu erzählen, hatte sich der unverbesserliche Schwäger höchst wahrscheinlich nicht enthalten können, davon zu sprechen. Einmal aufmerksam gemacht, hatte sich Bochart auf die Laner gelegt und hatte ebenso seine Autorität mißbraucht, um Gavarot zum Geständniß zu bringen und von ihm den Wohnungswechsel erfahren. Mag er nun auf diese oder irgend eine andere Weise Kenntniß davon erlangt haben, die Thatsache bestand, daß er darüber in schrecklichen Zorn gerieth, da er, und nicht mit Unrecht, meinte, daß er hinter das Licht geführt worden sei. Davon benachrichtigte mich eines Tages Gavarot, der sich offenbar darüber schämte, daß seine Schwaghastigkeit schuld daran sei, obwohl er es entschieden in Abrede stellte, den Mund nicht gehalten zu haben.

„Nein, nein,“ betheuerte er mir, „ich habe nichts gesagt, ich versichere Sie, positiv nichts. Herr Bochart hat selbst irgend etwas gewittert. Er ist eifersüchtig, Sie begreifen. Darauf hat er Erkundigungen eingezogen. Er ist außer sich vor Zorn, positiv außer sich. Ich habe ihn niemals in einem solchen Zustande gesehen. Er wiederholt unaufhörlich, daß er sich das nicht bieten lasse, daß man ihn wie einen alten Schafskopf behandelt — das sind seine eigenen Worte, aber er sei keiner und man würde es schon merken, denn er würde sich rächen. Benachrichtigen Sie doch Cesarine. Ich bitte Sie. Sie soll sich in acht nehmen! Denn unter uns . . . mein Gott, ich muß es sagen! Unter uns, ganz unter uns, Herr Bochart ist ein schlechter Mensch positiv schlecht. Mit anderen Worten, nicht gut.“

Ich benachrichtigte Cesarine. Aber sie antwortete mir stolz und mit tapferer Sorglosigkeit:

„Was kann er thun? Ich habe mich mit ihm auseinandergesetzt. Als Unterpfand für sein Darlehen hat er das spätere Eigenthumsrecht an der Bibliothek, denn das deckt

seine Auslagen und mehr noch als das. Mein Gewissen ist frei von jeder Verpflichtung."

Indessen stimmte sie mir doch zu, vorsichtig zu sein. Unter dem Vorwande, daß Paul jetzt den Luxembourg vor seinen Fenstern habe, und daß die Spaziergänge ihn zu sehr ermüdeten, hielt sie ihn im Hause. Was ich fürchtete, und was auch Cesarine Furcht einflößte, war der Gedanke, daß Bochart ihre Wohnung entdecken und herauskommen könnte, um ihr Vorwürfe zu machen, die Paul verletzen müßten. Bochart entdeckte sie endlich, dank dem Vater Miklos, den man doch nicht zu ewiger Einschließung verurtheilen konnte, und der bei Einbruch der Nacht auf dem Boulevard Montparnasse etwas Lust schöpfte. Eines schönen Abends kehrte der General völlig betrunken heim, indem er den „schmutzigen Kognak“ verwünschte, sich aber dazu beglückwünschte, dem Herrn Bochart einen schönen Streich gespielt zu haben.

„Wo hast Du ihn denn getroffen?“ fragte Cesarine.

„Er hat mich getroffen,“ antwortete er, „an der Ecke gegenüber dem Observatorium. Und sogleich habe Miklosch begriffen, daß man ihn zum Sprechen bringen wolle. Aber Miklosch weiß zu schweigen. Kein Schwäger, der alte Michi. Ein Glas über den Durst trinken, das schon. Aber sprechen, niemals. Aber das macht trotzdem Durst, nicht zu sprechen. Aber Du mußt mich auch nicht schelten, Cesarine. Zu viel Kognak, das ist wahr. Aber um zu sprechen; Michi hat nicht gesprochen. Ungarn spricht nicht.“

Cesarine schalt auf ungarisch ihren Vater, und er legte sich ganz gedehnmüthig zu Bett.

„Aber wozu diese Geheimnisse vor Herrn Bochart?“ fragte Paul. „Giebt es etwas, was man ihm verheimlichen muß? Was denn?“

„Meine Adresse,“ erwiderte Cesarine; „ich will nicht, daß er sie erfährt.“

„Warum?“

„Weil . . . Darum nicht . . .“

Sie küßte Paul zärtlich; aber er blieb unruhig. Ich verließ Cesarine nach einigen Augenblicken — wir waren beide eine Beute der Unruhe. Sicherlich, dachten wir, war Bochart dem Vater Miklosch gefolgt und kannte nun ihre Wohnung. Ohne Zweifel würde er sich rächen. Seine Rache nahm ja schon bei Paul's peinlicher Unruhe ihren Anfang. Wie würde er sich rächen? Und wie würde Paul die unwürdigen Vorwürfe des Greises aufnehmen, der jetzt wohl nicht zögern würde, zu kommen? Denn nur dadurch glaubte sich Cesarine bedroht, durch nichts weiter. Sie und ich konnten nicht vermuthen, daß der Glende eine weit grausamere Rache vorbereitete. Vor allem bildeten wir uns nicht im entferntesten ein, daß alle unsere Vorsichtsmaßnahmen und selbst der Wohnungswechsel gerade zum Mittel für diese Rache dienen sollten.

Als ich mich am folgenden Abend, nachdem ich den Luxembourg durchschritten hatte, auf etwa fünfzig Schritt dem Thor, das nach der Rue Davin hinausführt, genähert hatte, bemerkte ich, wie der Vater Miklosch auf Posten stand. Er spähte offenbar nach mir aus. Sowie er mich erblickt hatte, lief er auf mich zu.

„Kommen Sie nicht in das Haus,“ sagte er mir, an mich herantretend. „Cesarine hat mich beauftragt, sie daran zu hindern und Herr Heurtault lauert auf Sie in der Rue Toullier, damit Sie nicht in Ihr Hotel zurückkehren.“

„Warum denn?“

„Weil da unten Leute zurückgeblieben sind, die sie verhaften wollen, Sie ebenfalls.“

„Wie mich ebenfalls?“

„Ja ebenso wie Paul.“

„Paul ist verhaftet. Von wem?“

„Von den Föderirten. Oh, das ist schrecklich! Ich werde es Ihnen erzählen. . . . Und noch dazu durch meine Schuld! Nein, nein, ich werde niemals mehr den schmutzigen Kognak trinken. Der alte Schutz ist mir gefolgt und daher ist das ganze Unglück gekommen. Armer Paul! Armer Paul! Aber bleiben wir nicht hier. . . .“

Und er zog mich in eine dunkle Allee, wo er mir im Geheh erzählte, was sich ereignet hatte. Paul und ich waren bei der Mairie denunziert worden, daß wir uns nicht zur Waffe gestellt hätten. Die Denunziation rührte von Bochart her, der alle Details angeführt hatte, die zu unseren Ungunsten sprechen konnten; besonders gegen Paul waren erschwerende Umstände geltend gemacht worden. Er hatte besonderen Nachdruck auf den Wohnungswechsel gelegt, auf meine Besuche, die nur bei Nacht stattfänden, auf die freiwillige

Gast Pauls; und warum das alles, wenn nicht, um sich den Nachforschungen zu entziehen? Vergebens hatte Cesarine den Zustand des Kranken eingewandt. Die Föderirten hatten nichts hören wollen. Man habe den Unglücklichen weggeführt. Cesarine habe ihn bis an die Mairie des Pantheon begleitet, wo man sie getrennt habe. Hierauf habe sie sich zu mir begeben, um mich um Rath und Hilfe zu bitten. Dort habe sie die Abtheilung angetroffen, die mich festnehmen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Sänger von Denkerbach.

Von Hermine Billinger.

(Schluß.)

„Gott sei Dank,“ sagte der Bürgermeister, als er sich nach dem Konzert im Garten draußen auf einen Stuhl fallen ließ, „wenn ich alle Tage so eine Singerei mit anhören müßt, lieber die Schweine hüten.“ — Es war ein lustiges Treiben im Garten, ein buntes Gemenge; man trank sich zu, ließ leben, begrüßte sich und jeder schien froh, der langen Sitzung enthoben zu sein. Die Helden des Tages aber waren die Denkerbacher; sie wurden förmlich umstürmt von Gratulationslustigen: „Ihr habt einen, Bürgermeister! Wetter und Hagel, der singt den ganzen Sängerbund in Grundsboden!“ Der kriegt den ersten Preis mit heim, so gewiß, als er brüllen kann wie ein Regiment! — Kreuz Bomben und Granaten, man soll's nicht meinen, aber Ihr habt den Vogel abgeschossen — hoch die Denkerbacher!“

Das war ihnen noch nicht passiert, und also blähte sich der Bürgermeister nicht wenig auf, stieß mit den Männern und Burschen an und meinte, über die Schulter deutend: „Haben sie noch duzendweis daheim von der Sorte, ja, ja, ha, ha!“ — und an dies „ha, ha,“ schlossen sich alle Umstehenden an, von den höchsten Fittstimmen bis zum tiefsten Bass — ha, ha — ha, ha! — Der Musikus war in der Festhülle geblieben, um über die Preisvertheilung etwas zu erkaufen. Stoffel, der bescheiden neben seinem Vater saß, suchte von Zeit zu Zeit mit dem Burgi anzustoßen, allein das Mädelsaß mit dem Rücken gegen den Tisch und rührte das volle Glas nicht an.

„Schau, schau,“ meinte einer der Umstehenden, „was ist denn mit dem Mädels — ein Staat von einer Dirn', aber von der besten Gemüthsart scheint's nit zu sein.“

„Glaub's wohl,“ lachte der Bürgermeister, „s soll den da haben, den Sappermenter, wenn er einen Preis kriegt, und jetzt ist's ängstlich, s Mädels, gelt?“

Da fuhr sie herum: „Nein, nit — zornig bin ich — ein Kerl, der so trinkt, daß er nit einmal hört, was die anderen geigen — für so einen dan' ich —“

Stoffel wurde dunkelroth: „s war nur, um Muth zu kriegen,“ stammelte er.

„Freilich, freilich,“ meinten die Umstehenden, und rückten näher, um ja kein Wort zu verlieren.

„Ja, hab' ich denn recht gehört,“ ereiferte sich der Bürgermeister, „s Mädels will nit, und seit einem Jahr liegt mir's im Ohr: „den Stoffel oder keinen“ — ja, was glaubst denn von Deinem Vater, ja bin ich denn auf der Welt, um nach Deinem Kopf zu tanzen? — Behüt' Dich Gott! ich sag', Du nimmst ihn — wie er den Preis hat, und damit Punktum!“

„Recht so, recht so, Bürgermeister,“ ging's von Mund zu Mund! „angefloßen mit dem Mädels, Stoffel, hurtig.“ — Er näherte sich ihr, aber sie legte die Hand außs Glas — wunderhübsch sah sie aus, als sie mit zornig glühendem Gesichtchen erklärte: „Und ich nehm' keinen, der einen Rausch gehabt!“

„Was,“ schrie einer der Bursche, „bist' verrückt — wie kannst denn das von einem ordentlichen Mann verlangen?“ —

„Zustament, das verlang ich,“ entgegnete das Burgi und rechte sich in die Höh', wer mit mir zum Altar geht, muß so sauber sein wie ich selber —“

„Oho,“ hieß es allenthalben im Kreise der Männer, aber ihr Lachen lang doch etwas verlegen, als ob keiner so recht den Muth in sich fühle, es an Sauberkeit mit dem Burgi aufzunehmen.

„Da hinten in Denkerbach,“ meinte der vorige Bursche, „da müssen sich ja noch die „Füch' und Hasen gut' Nacht sagen, daß man so wenig dort vom Herkommen weiß —“

„Wir leben auf demselben Erdboden,“ unterbrach ihn das Burgi, „und wissen so gut wie ihr, was rechts und was links ist — wenn mir aber einer beweisen kann, daß unser Herrgott die Tugend nur für die Weib'leut' verordnet hat, dann will ich mich zufrieden geben.“

Niemand konnte das; Stoffel senkte das Haupt, und der Bürgermeister, der nicht recht begriff, wollte sich nicht durch Fragen lächerlich machen und doch auch das letzte Wort haben; also packte er sein Glas auf und herrschte die Tochter an: „Auf der Stell' trinkst mit mir auf eine frohe Brautschaft!“ Alles schrie, drängte sich mit den Gläsern herbei und umringte das Burgi — in diesem Augenblick kam der Musikus zurück; niedergeschlagen, mit einem Seufzer ließ er sich auf die Bank fallen. „Ihr Denkerbacher, s ist aus — er kriegt keinen!“ sprach er

„Das keinen?“ fuhr Aberle in die Höh. „Keinen Preis — Warum nit?“

„Die Stimm' wär schön, aber's Piano fehl' —“
„Ich bin ein reicher Mann,“ schrie Aberle, „ich kann ihm eins kaufen —“

„So geh' hin und sing's, Du kannst's —“ gebot Aberle dem Sohn, aber der war verschwunden.

's Burgi hat wieder seinen Rucksack eingenommen und that, als ging sie die ganze Geschichte nichts an.

„Ja,“ sagte der Bürgermeister, „das ist eine andere Sach'“ und rieb sich den Magen, „Aberle, die obern Neben sind mir —“

„Nie seh' ich den Fuß mehr in Euer Haus,“ schrie der Gemeinderath, „und es ist eine Ungerechtigkeit mit dem Piano, und ich laß es nit dabei und müßt' ich mit der ganzen Welt Kratzehl anfangen —“

„Vater,“ unterbrach ihn Stoffel, und legte die Hand auf seine Schulter, „das ist nun alles eins, ob ich den Preis hab' oder nit, wann ich's Mädcl nit krieg' — die Hauptsach' ist jetzt, daß ich von daheim weg komm', und das Mittel ist gefunden — ich hab' da einen Herrn gesprochen, der nimmt mich mit in die Residenz und macht einen Hoffänger aus mir, und also wollen wir gleich Abschied nehmen —“

„Hoffänger,“ stammelte Aberle und schaute so rathlos drein, als höre er Spanisch.

„Bedeutet so viel wie Sodom und Gomorrah!“ schrie der Musikus.

„Wie viel?“

„Oder Babel — Babel —“ fuhr ihn der Musikus an, „Herrgott, kann man denn mit Euch nit in Gleichnissen reden — ein Sündenpfehl ist's — wer unter die Hoffänger geht, kann ebensogut in die Höll' fahren, da dreh' ich die Hand nit um —“

„Stoffel,“ jammerte Aberle — „um Gotteswillen —“

„Seit nit weich, Vater,“ gab der Sohn zur Antwort, „sie sollen mich nit mehr dran kriegen, und wenn sie mir den besten Wein vorsehen, ich hab' genug an meinem ersten Rausch.“

„Hör' einer den unschuldigen Teufel,“ schrie der Musikus und schlug die Hände zusammen, da giebt's noch ganz andere Dinge als einen Rausch, Stoffel — laß Dir die Augen öffnen —“

„Ist gar nit nöthig,“ fuhr plötzlich 's Burgi in die Verhandlung, nahm ihr Glas und streckte es dem Stoffel über den Tisch hin: „In einen Sündenpfehl sollst nit — da nehm' ich Dich lieber, denn man muß von zwei Uebeln immer 's Kleinere wählen; also wie der Vater sagt — auf eine frohe Brautnacht!“

Wetter und Hagel und kein End', was soll denn das jetzt wieder heißen, Burgi!“ schrie der Bürgermeister.

„Ich hab' halt auf einmal bemerkt, daß ich's nit vertragen könnt', wenn der Stoffel unter die Hoffänger ging,“ erwiderte sie.

„Ja, und der Preis, den er nit hat — und —“

„Ich bitt' Dich, Vater,“ unterbrach sie ihn, „sang' jetzt nit wieder von vorne an, die Leut' lachen so schon die ganze Zeit über uns —“

„Oho,“ meinte der Stoffel, reckte sich hoch auf und steckte die Daumen in die Armlöcher der Weste, „möcht' wissen, wer da zu lachen hat — einen Preis hab' ich freilich nit, aber 's Mädcl — ich denk', da ist's Lachen auf meiner Seit'.“ —

Kleines Feuilleton.

— Als Heilmittel anzusehen ist die **Benediktusmedaille**, die der Abt von Maria Laach verleiht. Auf der einen Seite zeigt sie ein Bild des Heiligen mit der Umschrift: *Crux S. P. Benedicti* (Kreuz des heiligen Vaters Benedikt), auf der andern ist ein Kreuz mit dem Jesu-namen (J. H. S.) und vier Reihen Buchstaben, die nur der Eingeweihte deuten kann, nämlich C. S. S. M. L. = *Crux sacra sit mihi lux, N. D. S. M. D. = Non draco sit mihi dux, V. R. S. N. S. M. V. = Vade retrorsum satana, nunquam suade mihi vana, S. M. Q. L. I. V. B. = Sunt mala quae libas, ipse venena bibas*; das heißt: Das heilige Kreuz sei mein Licht, der Drache mein Führer nicht; weich hinter mich, o Satan, soßst mir nichts Eitles rathen; sollt Böses auch im Becher blinken, Du magst sogar das Gift'ge trinken. Die Wunderkräfte dieser Medaille sind nach der Schrift des Benediktinerabts Dom Prosper Guéranger in Solesmes („Bedeutung, Ursprung und Privilegien der Medaille des hl. Benedikt“, deutsch herausgegeben in Einsiedeln 1861 und Münster 1876) folgende: 1. und 2. sie zerstört Zaubereien und alle anderen teuflischen Einwirkungen und hält sie ab; 3. sie heilt Thiere von der Pest oder Senche oder Zauberei; 4. schützt den Träger vor den Versuchungen des bösen Feindes; 5. bekehrt Sünder; 6. zerstört Gift; 7. vertreibt die Pest; 8. heilt von Steinleiden, Seitenstechen, Fallsucht, Blutspen; 9. hilft Frauen zu leichter Geburt; 10. schützt vor'm Bliz und Gewitter zc. — Gegen die Sozialdemokratie wird sie leider auch nicht helfen. —

— Ein **theueres Gitter**. Als im Jahre 1714 Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, unter dem Namen Georg I. zum König von England, Schottland und Irland gekrönt worden war, wohnte er zwar einen großen Theil des Jahres in London. Aber er fühlte sich niemals in England recht heimisch, sondern gedachte immer mit Begehren des Ausenthaltes in Hannover, wo er als unumschränkter Monarch geherrscht hatte und wohin er auch von England reiste, so

oft es irgend anging. Besonders scheint ihn in England die Unge-
nirtheit, mit der das Volk sich in der Nähe des Königs bewegte,
peinlich berührt zu haben. So konnte er sich garnicht daran ge-
wöhnen, daß der St. James-Palast, in dem er residirte, nicht abge-
sperrt war, sondern als Passage benutzt wurde, und er strebte danach,
dies zu ändern. Eines Tages sprach er darüber mit seinem Minister
Walpole, und beauftragte ihn, einen Voranschlag machen zu lassen,
wie viel ein Gitter kosten würde, das den Palast von dem Londoner
Verkehr absperrte. „Ein solcher Kostenanschlag ist schnell gemacht“,
antwortete der Minister: „Das Gitter würde Sie nur drei Kronen
kosten: die Kronen von England, Schottland und Irland.“ — Das
Gitter wurde nicht gemacht. —

Literarisches.

Bruno Wille: „Einsiedelkunst aus der Kiefern-
haide.“ Berlin, Schuster u. Loeffler. — Auch unter den Einsiedlern
giebt es verschiedene Sorten. Der eine hat sich vor der Welt zurück-
gezogen, weil er sie fürchtet. Er kennt sie zwar nicht, aber er hat
so viel von ihr gehört, daß er nicht wagt, mit ihr anzubinden. Ein
anderer hat sie kennen gelernt, oben und unten, eitel und nichtig ist
sie ihm erschienen; er geht fortan einsam seinen Weg, niemand ist
ihm zur Seite, es sei denn der Haß. Von beiden etwas hat der
„Einsiedler in der Kiefernhaide.“ Ihm genügt seine kleine Welt da
draußen, stundenlang, tagelang, aber dann zieht es ihn doch wieder
nach der großen Welt; er kennt sie, aber sie hat ihm wehe gethan, nicht
einmal nur, darum läßt er all seinen Groll auf ihren Scheitel.
Neben dem naiven Dichter erscheint so in der vorliegenden Gedicht-
sammlung der Denker, der Rhetoriker, der Ankläger und Bertheidiger.
In einzelnen Gedichten ist der Verfasser das eine oder andere, in den
meisten beides zugleich. In beiden Erscheinungen beherrscht er sein
Instrument, die Sprache, vollkommen. Ein Unterschied zwischen ihm
und einem Volkdichter ist aber doch. Er handhabt die Sprache,
wie einer, der sie mit emsigem Bemühen gelernt; um seine Ge-
danken und Gefühle sitzt sie nicht wie die Haut um den Körper, sie
ist um sie geworfen, wie ein gewähltes Gewand. So schreibt der
gebildete Mann, der geschmackvolle Schriftsteller. Wille hat jedes
einzelne Gedicht einem bekannten Schriftsteller oder Kritiker ge-
widmet. Das ist Geschmackssache. Es zeigt jedenfalls von der
weichen Natur des Verfassers und von der Thatsache, daß er gern
nachempfunden. Die Ausstattung des Buches will nach etwas aus-
sehen. In Beamtenfamilien trifft man häufig die sogenannten
„Legirten“ Suppen. Sie werden geschmalzt mit dem Fett, das man
tags vorher von einer Fleischsuppe geschöpft. — s.

— Hat sich geduckt! Herr Sittenfeld (Konrad
Alberti) schreibt einem hiesigen Blatte: „In Ihrer heutigen
(Freitag's) Nummer lese ich die interessante Besprechung eines
Buches „Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart“ von
Eugen Wolff. In diesem Buche, das ich nicht kenne, soll ein Satz
von mir zitiert sein: „der Tod des größten Helden stehe als dichter-
ischer Stoff nicht höher als die Geburtswunden einer Kuh“. Mög-
lich, daß ich vor so und so viel Jahren so etwas einmal geschrieben
habe; in wohlthätiger, sommerfrischer Ferne von aller Literatur
kann ich jetzt nicht feststellen, wo und in welchem Zusammenhang.
Vermuthlich habe ich in Zola-Erinnerungen schwebend sagen wollen,
daß ein großer Dichter auch einem scheinbar antiästhetischen Stoffe
künstlerische Wirkungen durch die Kraft der Behandlung abgewinnen
könne. Vielleicht habe ich mich sogar so exzentrisch ausgedrückt, wie
Herr Wolff angiebt: in heftigem Kampfe, von allen Seiten an-
gegriffen, einmal übers Ziel hinauszufeuern soll auch besseren
Schützen begegnen als ich bin. Aber ich glaube, seitdem doch
Manches geschrieben und geschaffen zu haben, daß in der Literatur
vielleicht länger Bestand haben wird, als jene übermüthige Neußerung.“
— Bravo! So gehört es sich für einen Lieblings-Lieblich und
Feuilleton-Reisenden! —

Theater.

— Von Josef Ruederer wird im Herbst im Deutschen
Theater eine neue dramatische Arbeit „**Mumenschanz**“ zur
Aufführung gelangen. —

— In **Mailand** hat sich eine Gesellschaft konstituiert, die dort
ein Theater aufführen lassen will, das „**Giuseppe-Verdi-Theater**“
heißen soll. —

Musik.

— Als Krosop's Nachfolger an der Berliner Oper ist Herr
Schauer vom Preßburger Stadttheater in Aussicht genommen. Er
wird im Herbst auf Engagement gastiren. —

— Den ersten Preis für dramatischen Gesang im Pariser
Konseratorium hat eine Dänin, Fr. Kino Akté, er-
halten. Sie wird im Oktober in der „**Großen Oper**“ als „**Margarethe**“ debütiren. —

Aus dem Thierreiche.

— **Abnahme der Maikäfer.** Seit Jahren wird be-
obachtet, daß diese gefährlichen Thier sich immer mehr vermindern.
Bekanntlich traten gewöhnlich in Schaltjahren die Maikäfer
besonders zahlreich auf, wenigstens in Gegenden, wo ihre Entwicke-
lung vom Ei ab vier Jahre in Anspruch nimmt; wo nur drei

Jahre dazu erforderlich sind, trifft auch die Zunahme im Schaltjahre nicht zu. Nun hat man die Abnahme der Maikäfer in den letzten Jahren vielfach auf die Kälte und Kälte der Frühlinge zurückgeführt, die ohne Zweifel auf Larven und Puppen zerstörend einwirken; in dessen führt die „Zentralblatt für Entomologie“ die Abnahme der Maikäfer doch noch mehr auf den Vernichtungskampf der Menschen gegen dieselben zurück, indem sie mittheilen, im Leipziger Stadtbezirk seien bereits 1864 ungefähr 378 Millionen Maikäfer unschädlich gemacht worden, die das stattliche Gewicht von 648 Zentnern aufwiesen. Am umfangreichsten wurde im Jahre 1868 das Einsammeln durch den Landwirtschaftlichen Verein der Provinz Sachsen und der anhaltinischen Länder betrieben; hier wurden 1590 Millionen Käfer zusammengebracht. Aber auch der rationellere Betrieb der Landwirtschaft hat mächtig dazu beigetragen, die Maikäfer auszurotten. Die Drei-Felder-Wirtschaft ist vielfach aufgegeben, und brachliegende Flächen von Acker- und Weideland giebt es bei weitem nicht mehr in dem Umfange, wie früher; Brachplätze kamen aber dem Gedeihen der Maikäfer besonders zu statten, weil sie dort Nahrung, gelockerten Boden und Ruhe zu ihrer Entwicklung fanden. Das ist bei Wiese und Wald bei weitem nicht in solchem Grade der Fall. Ueberdies wird jetzt der Boden auch emsiger bearbeitet, als früher, und namentlich ackert man jetzt tiefer, wodurch die Bodenschichten, in denen die Eingerlinge leben, durcheinandergeworfen werden und die Entwicklungsruhe derselben gestört wird. Dabei gerathen auch viele von ihnen an die Oberfläche und fallen den Vögeln zur Beute; viele werden auch zerquetscht und zertritten. Schließlich ist es auch der Einwirkung der Sätze und der anderen künstlichen Düngstoffe zu verdanken, daß die Larven und Puppen der Maikäfer vielfach zu grunde gehen. —

Aus dem Thierleben.

— Der Rabe als Retter. In der „Gazette du Palais“ erzählt Einer: „Ich reiste am 17. Juli durch das Dorf Conthey. Ueber mir hörte ich schrilles, wiederholtes Schreien. Ich sah, wie ein gewaltiger Sperber in vollem Fluge ein junges Huhn, das er in der Nähe geraubt hatte, in seinen Krallen davontrug. Der Hühnerdieb eilte der Ebene zu, ohne Zweifel in der Absicht, dort dieses Thier als gutes Frühstück zu verzehren. Ein alter Rabe, der auf einem Baum, nicht weit davon entfernt, ansah, hörte das durchdringende Geschrei des jungen Hühnchens. Im Nu eilte er gegen den Räuber zu, und es entspann sich zwischen diesen Luftseglern ein erbitterter Kampf. Der Sperber mußte seine Beute fahren lassen, aber der Rabe war außer stande, denselben zu verfolgen. Jetzt eilte der Hühnervogel seiner entfliehenden Beute wieder nach; erhoht unternahm der Rabe einen zweiten Kampf, das Hühnchen konnte wieder entwischen. Nun wurden auch Leute auf diesen Kampf in der Lust aufmerksam und retteten das Huhn. —

Meteorologisches.

— k. Fliegende Drachen zur Wetterprognose. Die englische „Monatliche Wetter-Revue“ widmet jetzt ihre besondere Aufmerksamkeit den fliegenden Drachen und ihrer Verwendung zur Erforschung der oberen Luftschichten. Eine der letzten Nummern enthält eine längere Arbeit von Professor Maroin, welche über die Theorie des Mechanismus und der Dauerhaftigkeit der Drachen handelt. Im Anschluß daran giebt der Herausgeber der Zeitschrift einige interessante Daten über die Geschichte der Drachen bezüglich des Gebrauchs von Draht zur Aufhängung der Drachenseile. Die diesbezüglichen Mittheilungen zeigen, daß Versuche mit an Drahtseilen befestigten fliegenden Drachen schon 1836 in Philadelphia und 1844 in England gemacht wurden. Zur selben Zeit, als die europäischen meteorologischen Bureaus die ersten Sondirballons zur Erforschung größerer Höhen benutzten, hat das Wetterbureau der Vereinigten Staaten schon Drachen vorbereitet, um große horizontale Strecken der Atmosphäre durch automatische meteorologische Instrumente zu erforschen. Während aber das englische System für spezielle Gelegenheitsarbeiten und für Höhen bis 50 000 englische Fuß bestimmt ist, bezweckt das amerikanische Drachensystem eine regelmäßige tägliche Arbeit in einer Höhe von nur 5000 Fuß. Beide Systeme dürften der Meinung der Zeitschrift zufolge sich in nicht allzu langer Zeit ergänzen und dadurch dürften werthvolle Anhaltspunkte für eine Voransbestimmung des Wetters auf größere Zeiträume gegeben werden, als dies bisher der Fall war. —

Technisches.

— Unterscheidung des Wattenpapiers von Maschinenpapier. Wenn man aus dem zu prüfenden Papier eine runde Scheibe schneidet und läßt sie auf Wasser schwimmen, so tritt folgender Unterschied hervor: Maschinenpapier krümmt sich nach oben und rollt sich nach der Mitte zusammen. Wattenpapier krümmt sich so schwach, daß es nur eine konkave Fläche bildet, die sich aber nicht zusammenrollt. —

Humoristisches.

— Uebertrumpft. Dem „St. Galler Volksblatt“ schreibt ein St. Galler aus Westvirginien folgenden Appenzeller Witz: Auf dem Schiffe „Gascogne“, das mich von Havre nach New-York nahm,

waren etliche Schweizer verschiedener Kantone. Abends, wenn das Wetter es gestattete, pflegten wir uns auf dem Verdecke etwas aufzuheitern. Da erzählte einer, wie's in Cincinnati Wurstmaschinen gebe, wo das Schwein lebendig hineingeschoben und als wohlbereitete Würste am andern Ende herauskomme. „Das ist nabis no gad nüh“, bemerkte ein Appenzeller, „i de Stadt, wo-n-y gly bi, gi's Maschine, wo d'Schwyz äsa lebidge inageschoppet weret, und den chöm's bim Aufsigstrolch uf der andere Syte scho gad rübis und stübis gresse n usi.“ —

— Sie kennt sich. Vor dem Polizeirichter in Southwark stand dieser Tage eine Frau, die so sanft sprach, daß niemand ein Wort verstehen konnte. Sie wurde aufgefordert, lauter zu sprechen, es schien ihr aber physisch unmöglich, dieser Aufforderung zu folgen. Der Richter, der seine Pappeneimer kennt, lächelte und fragte: „Sind Sie verheirathet?“ Die Zeugin hauchte ein „Ja“. „Sprechen Sie immer in so sanftem Ton zu Ihrem Mann?“ fuhr der Richter mit einschmeichelndem Tone fort. „O nein.“ war die Antwort, die ein Lächeln begleitete, das tief blicken ließ. „Wohlan.“ so lautete der Spruch des weisen Salomo, „dann sprechen Sie jetzt gerade so laut, als ob Sie Ihrem Gemahl eine Gardinenpredigt hielten.“ Die Zeugin meinte zwar: „O, lieber Herr, ich möchte das lieber nicht thun!“ aber sie war fortan verständlich genug. —

Vermischtes vom Tage.

— In der „Vossin“ schimpft der durchfallgesegnete Herr Otto Girndt über die Sennen auf der Scharifkehlap bei Berchtesgaden, weil sie sich, als er mit zwei Begleitern angestiegen kam, nicht gleich vor ihm auf den Bauch legten und ihm nicht einmal die Milch und das Brot nachtrugen, als er geruhte, vom Vorbau nach der Stube sich zu verfügen. Der gebildete Herr gebraucht dabei in bezug auf die Senner und Sennerinnen den Ausdruck „Salbt-hiere“. Wenn sich die alte Lante und der geistreiche Herr aus Landsberg a. W. noch etwas anstrengen, wird es ihnen doch noch gelingen, den Süddeutschen den richtigen Begriff von der Berliner Thiergarten-Intelligenz beizubringen. —

l. Der preussische Kultusminister hat gestattet, daß der Hilfsverein deutscher Lehrer sein Bild vervielfältigen lassen dürfe. Das Bild, das demnächst jedem Lehrer zum Geschenk gemacht werden soll, trägt den Wahlspruch: „Nur treu.“ — Jetzt sind die Lehrer doch befriedigt?! —

y. In Altona wollte unlängst eine Frau die Pfändung eines Sopha's dadurch verhindern, daß sie sich auf das Möbel setzte. Erst als sie mit dem Sopha auf die Straße getragen worden war, gab sie Fersengeld. —

— Ein guter Posten. Die Gemeinde Groß-Dombrowka, O.-S., sucht für 700 M. jährlich einen Gemeindefreiber, der mit der neuen Verwaltungs- und Steuergesetzgebung durchaus vertraut sein muß. Außerdem muß er auch gut musikalisch sein, denn er muß dem Organistenposten vorstehen. —

— In Stein bei Gchingen hat ein 9jähriger Knabe, der mit einem Gewehr spielte, ein in der Nähe stehendes Mädchen von 17 Jahren erschossen. —

— In Ungarn macht man jetzt sogar schon Wallfahrten auf dem Fahrrad. —

— Paris, 3. August. Der Untersuchungsrichter hat das Altematerial über den Bazarbrand dem Gericht eingereicht. Er verlangt die gerichtliche Verfolgung des Barons Macan und zweier Beamten des Kinetographen. —

— Zwei Zigenner haben in Paris ein Messerduell ausgefochten. Nach fünf Minuten blieb der eine der Duellanten todt auf dem Pflast. Der andere wird wahrscheinlich nicht mit „Festlung“ davontommen. —

— Orange (Frankreich), 2. August. Im antiken Theater wurde von Mitgliedern der Comédie Française eine Vorstellung gegeben. Mehr als 10 000 Zuschauer waren anwesend. —

— Beim Frisiren verunglückt ist in London eine Frau, als sie sich mit einer Flüssigkeit, die Petroleum enthielt, das Haar waschen ließ. Das Zeug gerieth in Brand, und die Frau wurde so schwer verletzt, daß sie sterben mußte. —

c. e. „Nervöse Prosperität“ heißt eine neue Krankheit, die ein Jünger Aeskulaps in Philadelphia entdeckt zu haben vermeint. Es handelt sich um ein Gebrechen, welches sich in dem „Oberstübchen“ solcher Personen kundgiebt, deren Arbeit mit großem Erfolge gekrönt wurde. —

— Nach dem „Philadelphia Record“ sind am 29. Juli 40 Dampfer in New-York gechartert worden, die von New-York, Philadelphia, Baltimore und Newport News Getreide nach Europa befördern sollen. —

— In Chicago hat man unlängst ein Beethoven-Denkmal enthüllt. Als die Hülle gefallen war, zeigte es sich, daß von 16 auf dem Sockel eingemeißelten Noten einer Beethoven'schen Symphonie acht falsch waren und daß unter den neun Worten der Inschrift zwei orthographische Fehler aufwiesen. —